

HELENE BETTELHEIM-GABILLON

Der „Lanzknecht“

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg

Als Jüngling ritt ich froh und frei
Durch Feld und Waldreivier,
Ward viel geliebt und liebte viel,
Und konnte nichts dafür.

Nun reit ich hier, auf ödem Grund,
Rings um mich Wüstenei,
Und rufe mir zu Trost und Fund
Die alte Zeit herbei.

Der älteste Sohn des Fürsten Carl zu Schwarzenberg, des berühmten Feldmarschalls und Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, Fürst Friedrich Schwarzenberg, nannte sich als Autor seiner als Manuskript gedruckten Schriften „Der Lanzknecht“. Aber durchaus nicht um seinen Namen und hohen Rang zu verbergen, wie Graf A. Auersperg mit seinem Pseudonym das mußte, sondern weit eher, um sich und sein Werk zu charakterisieren. Denn oft genug unterschrieb er gleicherweise Briefe an seine Freunde und alle Welt wußte, wer dieser vornehme und originelle, dieser geistreiche und schneidige, dieser unbeugsame und mildherzige „Lanzknecht“ gewesen. Jene Bezeichnung stimmte zu ihm und — stimmte auch nicht; denn, so wie sein Leben voller Gegensätze war, so barg ebenfalls dieser selbstgewählte *nom de guerre* der Widersprüche genug.

Die mittelalterlichen Landsknechte schlossen sich freilich, so wie er, freiwillig dem Heere an und übten das Kriegshandwerk, ihrem Schwur getreu, in Tapferkeit und Ausdauer — jedoch, wie immer die politische Tendenz des Krieges gewesen, die ihnen meistens gleichgiltig war, sahen sie einzig als Ziel und Zweck ihrer

Leistungen: Beute und Sold. Und daß Fritz Schwarzenberg jemals irgend etwas aus Selbstsucht und zu eigenem Nutzen und Gewinn unternommen hätte, war wohl gänzlich ausgeschlossen. Der Grundgedanke, das Leitmotiv seines Daseins war es, Blut und Leben für die Wahrung des historischen, legitimen Rechtes einzusetzen, für den Schutz der Schwachen und Unterdrückten. Da er dabei, wie sein Vetter, der Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg, ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen, seine Haut immer für eine verlorene Sache zu Markte getragen hat, so war es nicht zu vermeiden, daß er ebenso oft mit zerstörten Illusionen heimkehren mußte.

Als sein tapferer Degen, seine tolle Abenteuerlust und unbändige Sehnsucht in die Weite, im friedlich gewordenen Vaterland nichts mehr zu tun vorfanden, da kämpfte er begeistert unter fremden Fahnen; aber nur für die eigene Überzeugung. Und so ähnelte er oft weit mehr als dem Landsknechte, dem fahrenden Ritter des Mittelalters, der bald gefährdeten Königsthronen, bald armen Köhlern zuhilfe eilte, zu Schirm oder Abwehr sein Schwert zog, wo es not tat. Wenn aber der Kampf bestanden und die gute Wehr versorgt war, dann erhob er am heimatlichen Herde die Leier und sang von den Taten, die er in fernen, fremden Ländern vollbracht!

Er mußte Ähnliches empfunden haben, denn in seinen späteren Tagen nannte er sich auch wehmütig den „letzten Ritter“, den „letzten Mohican“, oder nach seinem Landgut, das er aus den Trümmern eines Klosters aufgebaut hatte, „den letzten Mönch von Mariathal“. Wie ihn überhaupt das Gefühl niemals verließ, daß er zu den letzten Wahrzeichen einer versinkenden Zeit gehöre, und daß gerade ihn, den allerkonservativsten, das Verhängnis träfe, die grundstürzenden Umwälzungen in seinem Vaterlande zu erleben.

Er wurde am 30. September 1800¹ in Wien geboren, als über seiner Heimat dunkle Schatten lagen und Napoleons Macht in hellstem Glanze strahlte. Seinen Vater riefen die Berufspflichten

¹ Nach dem Gothaschen Taschenbuch. Graf Thürheim („Licht- und Schattenbilder aus dem Soldatenleben und der Gesellschaft“, 1867) gibt 1799 an.

so oft und andauernd in die Ferne, daß die Erziehung des Fürsten Friedrich und seiner beiden jüngeren Brüder Carl und Edmund von der Mutter, einer geborenen Gräfin Hohenfeld, verwitweten Fürstin Esterházy, in den ersten Jahren fast allein trefflich geleitet wurde, denn in ihr vereinigten sich die seltensten Gaben des Geistes und Gemütes. Was sie ihrem Gatten gewesen, das beweisen schon die wenigen Zeilen, die er in tiefster Qual und größter Seligkeit, auf dem Höhepunkte seines Daseins, unmittelbar vor und nach der Schlacht bei Leipzig an sie gerichtet hat. So reiches Glück sie ihm bereitete, ebenso viel Segen wußte sie als Mutter zu spenden und die Söhne dankten es ihr in gleicher Hingebung und Zärtlichkeit. Zumal ihrem ältesten Sohne war es gegeben, seiner Liebe und Verehrung für beide Eltern auch mit der Feder Ausdruck zu verleihen. Vierzig Jahre nach dem Tode seines großen Vaters veröffentlichte er, als Manuskript, ohne sich als Autor zu nennen, eine biographische Skizze über ihn; dem Umfange nach schwächig genug, aber jedes Wort zählt als Dokument der Wahrheit und Treue und zwischen den knappen Zeilen ist viel des Unausgesprochenen zu lesen, das ihm den Mund geschlossen für ausgreifenderen Bericht. Freilich hatten Fritz Schwarzenbergs Freunde und Parteigänger von ihm, wenn schon nicht das abschließende Lebensbild des Helden vom Leipziger Schlachtfelde erwartet — denn dazu fehlte ihm in jeder Beziehung die Distanz — aber doch die grundlegenden Bausteine für das künftige historische Monument. Hebbel fühlte die Zurückhaltung in den Schriften des „Lanzknechtes“ heraus, aber er meinte, es sei in dessen Hand gegeben, das zu ändern, sobald er nur wolle. Waren jedoch die äußeren Hemmungen schon stark genug, so traten auch noch innere hinzu, denn der Fürst selbst schrieb von sich: „Ich habe leider nicht die Gabe, mich im Allgemeinen verständlich zu machen, um meine tieferen Gedanken an den Tag zu fördern . . .“ oder allzu bescheiden meinte er, daß er nur fühlen könne, was andere zu sagen vermögen. So wirkten Hebbels folgende Worte bezeichnend, waren aber nicht imstande, Früchte zu tragen. „. . . Niemand in Deutschland ist berufener, zusammenhängende Memoiren zu schreiben, wie Sie, und Niemand hat das dazu gehörige Talent der Selbstbeobach-

tung im dramatischen Detail des Lebens glänzender bewiesen. Nichtsdestoweniger glaube ich in Ihren Mittheilungen hie' und da einer großen Scheu zu begegnen, Sich Selbst als Mittelpunkt hinzustellen, die sich mit der Aufgabe nicht verträgt, welche hier zu lösen ist . . ." Laube spricht in seiner verständnisvollen und warmherzigen Charakteristik des „Lanzknechtes“ noch viel unumwundener seine Erwartungen aus: „. . . Hoffentlich hinterläßt sein (des Feldmarschalls) Sohn Fritz einst eine Lebensgeschichte des Vaters, welche unbekümmert um Widerspruch, in einfachen Worten diesen Führer und dessen Weg schildert, einen Führer von edler Gesinnung und schöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten . . ." Hat Fritz Schwarzenberg auch diesen Wunsch der Mit- und Nachlebenden nicht erfüllt, so hat er doch in seinen schmalen Bändchen viele interessante Bilder von sich und seiner Zeit hinterlassen, schon dadurch für ihn bezeichnend, was er sich ausersehen, festzuhalten, und für die Signatur seines künstlerischen Wesens ist wiederum nichts zutreffender als Laubes Wort: „. . . Für den Dichter ist Fritz Schwarzenberg eine unerschöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernste Wurzel und ist imstande, Alles naiv anzusehen, wie ein unverdorbenes Kind.“

Der Feldmarschall ist bekanntlich früh gestorben, er hat jenen 18. Oktober, der eine Schicksalswende für ganz Europa bedeutete, nur um sieben Jahre überlebt und sein ältester Sohn, der, wie seine Brüder, der Familienüberlieferung getreu, von Kindheit an zum Soldaten ausgebildet war, zählte erst zwanzig Jahre, als er den Vater verlor. Er konnte damals nicht einmal an dessen Sterbebette weilen, da ihn die Trauerkunde als Ordonnanzoffizier des Erzherzogs Ferdinand d'Este in Ungarn traf und von dort abrief; er kehrte aber nach des Vaters Tode nicht dahin zurück, sondern machte den Feldzug gegen Neapel mit und erfocht sich bei St. Germano die erste Auszeichnung. Der Fürst blieb dann in Pavia stationiert und Italien hielt von jener Zeit an seine Sehnsucht und Phantasie gefesselt. 1824 wurde er auf mehrere Jahre wiederum nach Ungarn versetzt, und zwar unter den angenehmsten Bedingungen, mit den glänzendsten Aussichten für seine künftige Laufbahn. Trotzdem wurde der Tatendurstige des

Militärdienstes zur Friedenszeit überdrüssig, noch dazu in der Weltabgeschiedenheit einer ungarischen Puſta. Wie er selber erzählte, wußte er mit jenen müßigen Stunden nichts Besseres anzufangen, als einen jungen Bären zu dressieren, mit dem er im Wirtshaus die Leute erschreckte. Was er aber nicht erzählte, war, daß er dort die ersten Eindrücke empfangen hatte, die er künstlerisch gestaltete, und daß er noch in späten Tagen, durch seine mündlichen hinreißenden Schilderungen der Puſta und ihrer eigenartigen und abenteuerlichen Erscheinungen alle Hörer entzückte. Hebbel fühlte sich davon so sehr angeregt, daß er sein Gedicht „Husarenwerbung“, zu dem der Fürst den stofflichen Anlaß gegeben, ihm ausdrücklich gewidmet hat.

Sein Tatendrang und seine Phantasie wurden 1830 durch Frankreichs Expedition gegen Algier mächtig angeregt und die Sehnsucht, einen lang entbehrten Waffengang inmitten der Wunder eines fremden Welteiles antreten zu können, beherrschte ihn unabweisbar. Früher schon hatte er, dem die Leitung der Fideikommißgüter und die ökonomischen Angelegenheiten nur eine Last bedeutete, die Majoratsrechte seinem Bruder Carl übertragen, der mit einer Gräfin Wratislaw vermählt war. Überdies hegte er nach Empfang des Maltheserritterkreuzes die Absicht, das Ordensgelübde abzulegen. Er erwirkte sich einen unbestimmten Urlaub im Heeresdienst und von jenem Allmächtigen, „der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt“ — von Metternich, schwierig genug, die Zustimmung, sich dem französischen Feldzuge anzuschließen. Am 27. Mai vermerkte Prokesch, der einst der warmergebene Adjutant des Feldmarschalls und sein Biograph gewesen ist, in seinem Tagebuch: „Mit Fürstin Nanni ihren Sohn, der über Paris nach Algier geht bis Purkersdorf begleitet.“ — Es muß ein schwerer Abschied für dieses liebevolle Mutterherz gewesen sein, angesichts der Gefahren, die ihn in Afrika erwarteten; das mörderische Klima allein bewies ihm gleich bei seiner Ankunft durch einen heftigen Fieberanfall, daß er in Feindesland sei.

Von sich selber erzählte er in seinen „Rückblicken auf Algier“, die er 1834 verfaßte, am wenigsten. Er schilderte anschaulich und lebendig die französische und muselmännische Soldateska,

alle möglichen Kriegs- und Liebesgeschichten seiner Kameraden, zeichnete mit malerischem Blicke die Schönheit des Meeres, der südlichen Vegetation, das Winkelwerk der sonndurchglühten schmutzigen Städte, die Merkwürdigkeiten einer orientalischen Festung und bemerkte kurzweg, daß ihm Marschall Bourmont auf dem Schlachtfeld vor Belida das Kreuz der Ehrenlegion seines tapferen, gefallenen Adjutanten Trélan mit den Worten überreichte: „Gardez la, elle vous revient, car vous êtes un de ceux, qui l'ont le mieux vengé.“ — Und nicht der „Lanzknecht“, sondern sein Waffengefährte Oberst Bartillat² berichtet von seinem Zusammentreffen mit Hussein Pascha nach der Einnahme von Algier. Der Fürst erschien an jenem Tage absichtlich als Malteserritter und der Dey redete ihn bei seinem Austritt aus der Cassaba sogleich mit den Worten an: „Du bist der erste Soldaten-Derwisch, — Malteserritter, der diese Räume lebend und frei betritt, — ich, der letzte Muselmann, der sie verläßt. Die Deinen und die Meinen haben sich viele Jahrhunderte bekämpft, aber Eure Flagge weht nicht mehr auf der Insel Malta und die unsrige wird jetzt herabgenommen. Wir Beide sind die Letzten in diesem Kampfe zwischen den Rechtgläubigen und Eurem Orden. Mash Allah! Gott ist groß! Sein Wille geschehe!“ — —

Im Spätsommer mußte Fritz Schwarzenberg, dessen Gesundheit unter dem afrikanischen Klima litt, nach Europa zurückkehren. Auf der Überfahrt traf ihn, durch die Begegnung eines französischen Schiffes mit aufgehißter Trikolorflagge, die Nachricht von der Juli-Revolution und der Vertreibung der Bourbons; prächtig ist seine Darstellung der Wirkung dieser Wandlung auf seine Gefährten. Dann schildert er die traurige Zeit, da er auf dem Schiffe schwer erkrankt in Toulon, an Bord des „Scipio“, in enger, heißer Kajüte mit 300 Kranken und Verwundeten Quarantäne halten mußte. Das Mitleid mit den anderen machte ihn wieder redseliger als eigenes Ungemach; allnächtlich hörte er die letzten Gespräche der Sterbenden und die rauhe Stimme des Contre-maitre mit den Ordnungsrufen: „Ah ça, voulez-vous bien vous taire, on meurt, on ne meurt pas, c'est à

² „Erinnerungen aus Algier“, aus dem Französischen übertragen von M. F. Thielen, 1837, Wien.

volonté; mais on ne fait pas de bruit, c'est contre la discipline, et la discipline avant tout!" . . . Nach langem Leiden vertauschte er das düstere Toulon mit dem fröhlichen Marseille. Dann aber mußte er, um nach Paris zu gelangen, als ehemaliger Adjutant des Marschall Bourmont, der unter der weißen Fahne gekämpft, Südfrankreich, in dem es mächtig gärte, als Matrose verkleidet, unter dem Namen Jacques Reiter zu Fuß durchwandern. Endlich aber erreichte er doch sein Ziel, jenes moderne Babel, das er zugleich verwünschte und bewunderte, das ihn abstieß und bezauberte und mit seinen Reizen so rasch umspann, daß er noch im Matrosengewande, wie er von der Landstraße kam, eine Loge der Großen Oper betrat und von Stund an in Abenteuer über Abenteuer verstrickt war; aber nicht mehr als Matrose und „Lanzknecht“, sondern als Fürst und Kavalier. — Auch in das tolle Treiben der Bohémiens wurde er hineingezogen: „Geist geistet, wo er will“, doch zumeist dort, wo wiederum Geist zu finden ist; und so war er in der Pariser Künstler- und Literatenwelt ebenfalls vertraut. Heine, Balzac, der ihm „Adieu“, jene erschütternde Kriegs- und Liebesgeschichte aus den Schreckentagen des französischen Heeres an der Beresina widmete, so recht für ein unerschrockenes Soldatenherz geschrieben — und viele andere Berühmtheiten gehörten zu des Fürsten Kreise. Nach Jahrzehnten erzählte Jules Janin noch lachend, mit schlaudem Augenzwinkern; S'est-il amusé, ce cher prince, s'est-il amusé! — Janin, der fröhliche Südfranzose, der geistig bewegliche „prince des critiques“, dürfte ihm ein anregender Gesellschafter gewesen sein; auch ein paar gute Pistolen hatte der „Lanzknecht“ ihm zur Aufbewahrung zurückgelassen, aber sie wurden aus der Rue Vaugirard nimmer abgeholt. — Nach einer Reise durch England und Schottland in die Heimat zurückgekehrt, quittierte der Fürst den aktiven Heeresdienst, doch pflegte er nicht lange der Ruhe.

Ein Aufenthalt in Teplitz, der seiner Gesundheit galt, brachte ihm statt der Genesung tiefe Gemütskonflikte; er trat der dort gleichfalls anwesenden Familie des Fürsten Anton Radziwill näher. Eine Herzensangelegenheit verknüpfte ihn bald mit diesem Hause, denn seine Liebe, wie seine schmerzliche Entsagung, sie

galten der ebenso reizenden als gemütvollen und hochbegabten Prinzessin Elisa, die auch in der Jugend des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen deutschen Kaisers, eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Prinzessin Elisa starb jung und unvermählt, und sogar über ihren Tod hinaus, der 1834 erfolgte, blieb, wie Elisas Biograph³ mitteilt, Fritz Schwarzenberg der Familie Radziwill treu ergeben: „... denn noch im Jahre 1843 erwies er ihr den traurigen Liebesdienst, die Leiche von Elisas Schwester Wanda, der Gattin des Fürsten Adam Czartoryski, von Ischl nach Antonin zu überführen ...“

Seine Ruhelosigkeit trieb ihn immer wieder in weite Fernen und bei der Heimkehr erging es ihm stets, wie Prokeschs Tagebuch bestätigt: „Fritz Schwarzenberg aus London, Paris und München zurück, voll Wärme, Geist und Enttäuschung.“ Der Orient lockte ihn aufs neue, er bereiste Kleinasien, die Türkei und Griechenland, dann zur schönen Sommerszeit auch Holland und Deutschland. In Frankfurt meinte er verdrießlich: „Sängerverein. — Nur als Naturforscher, Gelehrte, Musikanten, stets aber nur als Pedanten können sich die Deutschen vereinen.“ — Doch am Rhein, da ging ihm das Herz auf! Obwohl er sonst die „Glanzepoche der Dampf- und Eisenbahnmirakel“ nicht sonderlich lobte, pries er das vortreffliche Dampfboot „Marianne“, in dem er: „von Mannheim herabgeschwommen, wie man nur eine freundliche, gemütliche Lebensbahn herabgleiten kann! Heitere, ernste, erhabene und erhebende Bilder wandelten an mir, oder ich vielmehr an ihnen vorüber. Die große Vergangenheit mit ihren alten Städten, Mauern, Vesten, Burgen und Thürmen, — das jetzige Utilitätsleben mit seinen Weingeländen, Marktschiffen, Landhäusern und Stappelplätzen lag hinter mir und entwickelte sich vor mir; sogar einige Blicke in die Zukunft glaubte ich zu thun, als ich von Mainz in die Gegend hinausschaute, wo Frankfurt liegt und der Bundestag thront... Ein einziger Vogel schwebte von Mainz herab vor unserm Schiff, wie der Rabe vor der Arche Noah, — frisch und rastlos; es war der schwarze, preußische Adler auf unserer Flagge. Er hat auf dem Rhein, dem

³ Prinzessin Elisa von Radziwill. Ein Lebensbild von Oswald Baer. Berlin 1908.

deutschen Gränzstrome, den d o p p e l t e n um so mehr ersetzt, als er gerade nur e i n e n statt mehrer Köpfe hat, dagegen scharfe, geübte Klauen besitzt, die ihn zum Gränzwächter eignen, wovon ich in Mainz bei Besichtigung der dortigen Besatzung mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Er ist ein kühner, gewaltiger, kluger und was viel bedeutet, ein j u n g e r Vogel, der noch weit und viel fliegen und Deutschlands Gaue wohl umkreisen mag, wie der neue Zollverband beweist . . .“ Seine ahnungsvolle Phantasie hatte nur allzu recht, sich mit jenem „einzigem Vogel“ eingehender zu beschäftigen, besonders auf diesem mit gewaltigen welthistorischen Erinnerungen überreich beladenen Strom mußte ein so nachdenkliches Gemüt, wie das des „Lanzknecht“, von Vergangenheitsbildern bestürmt, von Zukunftssorgen beschwert werden. Vater Rhein hatte bisher immer noch Schicksal und Schicksalslenker der Deutschen auf seinen grünen Wogen getragen und vielleicht sagte es dem treuen Alt-Osterreicher eine Ahnung, als er am Johannisberge vorüberfuhr, daß in nicht ferner Zeit an diesem Ufer ein gegenwärtiger großer Staatsmann einem künftigen den Kommandostab Europas in die Hand legen werde: der greise Metternich dem jungen Bismarck, der im Sommer 1851 an seine Frau schrieb: „ . . . den Mittwoch und Donnerstag habe ich beim alten Metternich zugebracht, er war sehr liebenswürdig und behaglich und erzählte ohne Unterbrechung von 1788 bis 1848 . . .“ Von da ab konnte Bismarck „ohne Unterbrechung“ weitererzählen und es war ein rechtes Gnadengeschenk für den „Lanzknecht“, daß er das Ende dieser Erzählung nicht mehr zu erleben brauchte . . .

Lieber in die Vergangenheit blickend als in die Zukunft, wie das seinem Wesen entsprach, vollbrachte der Fürst 1835 ein Werk stolzer und schmerzlicher Pietät, das ihn auf das Leipziger Schlachtfeld rief; dort wurde der nach seinem Entwurf aufgestellte Denkstein für den Vater enthüllt, den die Witwe und die Söhne errichtet hatten. Auf seinen Reisen in Deutschland traf er wiederholt mit dem Dichter Gustav K ü h n e zusammen, einem der einflußreichsten Mitglieder des „Jungen Deutschland“, mit dem ihn eine langjährige Freundschaft verband, die in den Trennungszeiten einen regen Briefwechsel hervorrief. 1837 schrieb

Kühne aus Helgoland an eine Freundin: „... Seit acht Tagen bin ich mit dem Fürsten Schwarzenberg hier, er schießt Seehunde und Möwen... Ich weiß nicht, ob die Verwandtschaftlichkeit unserer Gemüter, oder die Verschiedenheit unserer Geister uns mehr aneinander fesselt. Genug, wir treiben uns wahrscheinlich noch eine Weile zu Lande und zu Wasser herum. Zwei heimatlose, mit vielen Lieblingswünschen gescheiterte Menschen... Es ist ein Glück, den Fürsten kennen gelernt zu haben. Er ist eine jener edlen Naturen, den das Unglück versagter Neigung zum Sonderling umschuf... könnte ich etwas tun, um diese edle Natur, die aus den Fugen ging, zurückzubannen in die Stille eines harmlosen Glückes! Mitunter ergreift ihn der Fluch der Unruhe, dann ist er wieder weich und hingebend wie ein Kind, oft indifferent und skeptisch...“ Der Fluch oder auch die jähe Begeisterungsfähigkeit der Unruhe packte ihn aufs neue, als jenseits der Pyrenäen Don Carlos die Fahne des legitimen Königtums aufpflanzte. Der „Lanzknecht“ erblickte das alleinige Recht des nationalen und religiösen spanischen Elementes in so überwältigender Weise bei den Scharen Cabreras, daß er ihnen folgen mußte! — „Nebstbei“ — so schrieb er im „Tagebuch eines Factioso“, „möchte ich ein Land sehen, wo man noch zu lieben, zu hassen und zu glauben versteht... Ja, da muß ich hin, — will mitbethen, mitschießen und mittanzen, will Pulver und Jasmin riechen, Orgeln, Musketenschüsse und Gitarren hören, und Factiosos, Mañolas, Kapuziner und Guerillas sehen. Darum — den Mantelsack gepackt, ein alter Aventurier à la Latréaumont, — hierin dem griechischen Weisen ähnlich — ist bald mit seinem Gepäck fertig, und somit den alten Spruch:

„Auf Gott vertraut

Brav zugehaut! — beherzigt — en avant!“

En avant gings durch Frankreich unter dem Namen J. G. Wolf, Weinhändler aus Preßburg, an den polizeilichen Nachstellungen vorbei; erst in Bayonne, dem alten Schleichhändlernest, wurde der Fürst wieder zum „Lanzknecht“, mit den schweren Reiterstiefeln und der „Vivat Maria Theresia!“ — so lautete die Aufschrift seines Säbels — an der Seite. Dazu legte er die „Zamarra an, rothseidene Binde und rothes Barett“, um heimlich

im Abenddunkel das erste spanische Grenzdorf Zugarramurdi zu erreichen, was nicht ohne aufregende Zwischenfälle und Fährlichkeiten als rechte Einführung in jene abenteuerreiche Lebens-epoche vor sich ging, von der er selber sagte: „... Ich habe drei Monate hindurch ein Leben geführt, gegen welches das eines Leipziger Markthelfers eine beständige Schlemmerei zu nennen ist...“ Aber er hatte, wie er eingestand, endlich was er wollte: „Ich sehnte mich lange nach einem Leben der Romantik. Umsonst verfolgte ich ihre Spur zu Lande und auf dem Meere. Oft fand ich noch eine Blume, die sie auf dem Wege verloren, aber sie selbst war längst fortgezogen. In Orients Zauberhallen war die Civilisation eingedrungen. Zur See fand ich nach dem Meeressturm an jeder Küste immer wieder den civilisirten Staatsbürger, der Glacehandschuhe anzieht und einen schwarzen Frack... Ibrahim Pascha nimmt Visitenkarten an, die man neben abgeschnittene Drusenköpfe legt, — sogar die Banditen in den Abruzzen werden honette Leute, da jeder Börsenspekulant ihnen ins Handwerk pfuscht. Wo also im Leben noch einen bestimmten Typus, eine charakteristische, entschiedene Physiognomie finden? — Da lief ich unter die Schleichhändler und Factiosos, und wahrlich ich habe mich an Romantik so satt gesehen, daß ich davon Überfluß habe, und wenn ich noch zehn Jahre lang meine zukünftigen Philisterstunden damit würzen müßte!...“ In Durango wurde der Fürst dem Könige und Don Sebastian vorgestellt und dem Hauptquartiere General Marottos zugeteilt. Mit seinem alten Bekannten Custine⁴, der die Königin von Salzburg hergebracht hatte und mitten im Kriegsgetümmel historische Studien machte, traf er in Balmaceda zusammen. Nach unzähligen gefahrvollen und mühseligen Expeditionen und Streifereien durch Navarras und Castiliens Gebirge wollte sich der „Lanzknecht“ zu Cabrera begeben trotz einer bedeutenden Knieverletzung und der Beschwerden des Weges im fremden Lande. Durch allerhand Verkleidungen und Kriegslisten war er wiederholt dem Feinde ent-

⁴ Astolphe Marquis de Custine, der Enkel des Generals, machte damals Studien für sein Werk „L'Espagne sous Ferdinand VI.“ und schrieb 1843 sein viel diskutiertes und kommentiertes Buch „La Russie en 1839“.

ronnen, wurde jedoch in Bayonne entdeckt und nach Bordeaux gebracht, worauf er nach gegebenem Ehrenworte, nicht direkt nach Spanien zurückzukehren — was er für einen späteren Zeitpunkt wieder vorhatte, — nach Paris und Wien ging, wo ihn die Nachricht vom Verrate Marottos und vom Übertritte Don Carlos' auf französischen Boden traf. Er war somit seines freiwillig übernommenen Dienstes enthoben.

Er hielt nun endlich Rast, bald in seinem stillen Mariathal, wo er Kriegserinnerungen aufzeichnete, bald bei der Mutter auf Schloß Worlik und in Wien; aus dieser „staubigen und windigen Haupt- und Residenzstadt“, wie er seinen Geburtsort oft unhold nannte, schrieb er mit viel Humor über seine schriftstellerische Geltung an Kühne, der ihm einen Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gewidmet hatte: „... Dank sei es dem Freunde, auf einige Tage bin ich jetzt l'homme du jour, und die Leute wundern sich, daß ein so interessanter Mensch seit Jahren unbeachtet unter ihnen herumgeht! Man ladet mich zu déjeuner, dîner und Soirée per Carte ein, — jede femme supérieure will durch einen Zettel dem mysteriösen Capitän Wolf ihr Interesse und ihre Sympathien bezeigen. Den aber freut von Allem, daß ihn, den so viele mißverstanden und verkannt haben, doch wenigstens ein Freund richtig erfaßt und erkannt hat, — und dieser Freund sind Sie, mein lieber Kühne...“ Der Fürst hatte aber auch in der Heimat Freunde genug, die seinen Wert ermessen haben, unter seinen Waffengefährten, waren es die Grafen Bigot de St. Quentin⁵ und Thürheim, die ihn ebenso warm als treffend charakterisierten. Ersterer nannte ihn einen der interessantesten und edelsten Erscheinungen seiner Zeit „... weil in seiner Brust noch der alte, biedere, für alles Große und Ehrenvolle strebende Kriegsgeist lebt, der in der überklugen, nüchtern schachernden Gegenwart nur mehr als Gespenst umher spukt...“ Graf Thürheim beurteilte seine militärischen Schriften mit dem Blick und der Kennerschaft des Fachmannes und schätzte sie sehr hoch ein. Vom Erscheinen des ersten Bandes seiner Schriften⁶ berichtete er:

⁵ „Von einem deutschen Soldaten.“ Leipzig, Brockhaus 1847.

⁶ Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechtes. Fidibuschnitzel als Merkzeichen aus meinem Gedenkbuche. 1844.

„Jenes Wanderbuch, Anfangs nur für Freunde als Manuscript abgedruckt — wanderte bald von einem Ende Deutschlands zum Andern, wie auch in die weitere Fremde, war überall mit hohem Interesse gelesen und erwarb dem Autor die wärmsten Sympathien aller edeldenkenden Leser . . .“ Und Hebbels strenges und unbestechliches Urteil lautete, nicht nur an den „Lanzknecht“, sondern auch anderen gegenüber mit stets gleicher Anerkennung; so schrieb er an Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein anlässlich der Vermählung ihrer Tochter Prinzess Marie mit dem Fürsten Konstantin zu Hohenlohe vor ihrer Übersiedlung nach Wien: „ . . . Ich bin begierig, wie der Kreis, dem sie zunächst wenn nicht ausschließlich angehört, sie zu schätzen wissen wird; danach wird der Kreis selbst zu schätzen seyn! Einen höchst bedeutenden Menschen wird sie finden; das ist Fritz Schwarzenberg, der sogenannte Lanzknecht, mit dem ich trotz mancher Differenzen seit zwölf Jahren ab und zu verkehre. Er hat mir erst kürzlich eins seiner gedruckten Manuscripte für Freunde gebracht, in dem höchst vortreffliche Sachen stehen . . .“

Des Fürsten so vielgestaltige Beziehungen zum Wiener literarischen Leben führten ihn auch in jenen geistig hervorragenden Kreis, der sich um Ottilie v. Goethe scharte; sie blieb ihm mit der vollen impulsiven Wärme und Freundestreue, die ihr eigen war, bis an ihr Ende zugetan, mochten beider leicht erregbare Temperamente noch so oft in hitziger Debatte — vorwiegend in politischen Fragen — aneinanderprallen. An Ottiliens Teetisch fand sich mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten ebenfalls die Dichterin Betty Paoli ein, die gerade damals, zu Beginn der Vierzigerjahre, nach einer schicksalsreichen, traurigen Jugend, unter schweren Daseinskämpfen, ihre ersten Lorbeeren errungen hatte. Betty Paoli war eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung, eine mehr imposante als liebliche Schönheit mit dunklem Haar und dunklen Augen, deren leuchtend tiefer, melancholischer Blick eine Ahnung ihres scharfen Geistes und ihrer weichen, empfindsamen Seele geben konnte, während ihr ganzes Wesen den Stempel ihres starken, mutigen Charakters trug. Hatten ihre Gedichte ihr auch reichen Dichterruhm gebracht, so mußte sie ihren Unterhalt sich dennoch mit Hilfe ihrer ausgebreiteten Li-

teratur- und Sprachkenntnisse, durch journalistische Arbeiten verdienen und da das mitunter ein gar hartes Brot war, hatte sie für einige Zeit im Josef Wertheimerschen Hause Aufnahme gefunden. Zu dieser geistvollen und in der Schule des Lebens frühzeitig gereiften Frau faßte Fritz Schwarzenberg bald so großes Vertrauen, daß er sie seiner greisen geliebten Mutter als Gesellschafterin empfahl.

Es ergab sich von selbst, daß Betty Paoli dem Sohne der Fürstin Marianne während der vielen langen Trennungen über die Mutter berichtete; daraus erwuchs eine regelmäßige, lebhaft Korrespondenz, die alle geistigen Interessen dieser zwei seltenen, fortan in unwandelbarer Freundschaft verbundenen Menschen umspannte⁷. Der erste Brief, den der Fürst der Dichterin nach Worlik, wo sie mit der Feldmarschallin weilte, schrieb, gibt ein so treues Bild seines Wesens und Schaffens, daß dieses kleine Selbstporträt hier eingefügt werden möge:

„St. Mariathal am 14. July 1843.

Der Empfang Ihrer freundlichen Zeilen, — mein theures, ich darf sagen, schon längst und aufrichtig geliebtes Fräulein Betty, hat mich recht inniglich gefreut! Auch ich hatte schon längst die Überzeugung, daß über kurz oder lang wir gegenseitig in nähere Berührung treten würden, und uns nähern müßten, ohne mir Rechenschaft geben zu können, woher mir diese Gewißheit komme; daß es geschehen solle, werde und müsse, wußte ich, obzwar das wann und wie mir unbekannt war.

Ich entnehme mit wahrer Freude, daß die Nähe meiner theuren Mutter und der Aufenthalt in Worlik Ihnen nicht allein nicht unangenehm ist, sondern auch in gewisser Beziehung zusagt. Ich glaube es vorausgesehen zu haben daß die Eigenthümlichkeit beyder Naturen, von meiner Mutter und der Ihrigen, wie anziehende Pole aufeinander wirken könnten und müßten, und freue mich darin nicht geirrt zu haben. Somit ist die Hauptsache günstig gestaltet, die übrigen Combinationen werden sich

⁷ Ein Teil der Briefe Betty Paolis an den Fürsten Friedr. Schwarzenberg ist in Band IX der „Schriften des literarischen Vereines“ erschienen. „Betty Paolis gesammelte Aufsätze.“ Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien 1908.

nachträglich anreihen, und was sonst noch hie und da nicht paßt, fügt sich mit Zeit und Geduld.

Je länger und besser Sie meine Mutter kennen werden, desto deutlicher wird sich Ihrem Auge der metallreiche Kern dieser wahrhaft seltenen, höchst ausgezeichneten, wenn auch überaus schwer zu erkennen als leicht zu vererkennenden Individualität ausprägen. Mir jedenfalls ist es eine überaus beruhigende Empfindung die Pflege dieses mir so theuren Wesens in geistiger und materieller Beziehung in Ihren Händen, den einzigen mir dazu geeignet scheinenden weiblichen, gelegt zu wissen.

Sie sind viel zu gütig und nachsichtig, liebe Fräulein, in Ihrer Beurtheilung meiner eigenen ziemlich miserablen Persönlichkeit. Sie kommen mir darin vor wie die wahren Aristokraten, welche dem armen Parvenu nicht seine unbedeutende Herkunft wollen fühlen lassen. Als, ohne Schmeicheley sey es Ihnen gesagt, — hoch und vornehm geborne geistige Aristokratin, reichen Sie gütig Ihre Hand, des innern eignen Adels tief bewußt, auch dem unebenbürtigen Spießbürger, und schämen sich nicht Ihr Wappenschild neben dem seinen aufzustellen. Das kömmt daher weil Sie, was ich längst erkannte, von ächtem wahren Seelenadel sind, — ich aber weiß recht gut, daß als Schriftsteller mir nur eine kleine Stelle unter dem reisigen Volke gebührt, und indem ich meine Feder demüthig senke, erkenne ich in Ihnen ehrerbietig den geharnischten, blank gewaffneten, federgeschmückten Herrn und Ritter. Ich bin überhaupt zu dem Schreiben gekommen, ich weiß nicht wie, denn wahrhaftig, ich war dazu nicht gemacht und noch jetzt kömmt mir, lasse ich mich dazu verleiten, vor als thäte ich etwas unrechtes, als stünde ich in schmutzigen Reisekleidern in einem Prunksaal, als wandle ich in einem Garten, wo Blumen und Früchte andern gehören, und aus welchem ich urplötzlich mit Schimpf und Schande hinausgejagt werden solle. Manchmal ist es mir wieder Bedürfniß, die Ergebnisse und Bilder meines bewegten, bunten Lebens auf dem Papier zu fixieren, ich buhle mit der holden Fantasie, mit der Litteratur, — die nicht wie mein legitimes Eheweib, sondern als holde Trösterin zuweilen kömmt, meine wunde Brust zu verbinden, meine mürben Glieder zu laben, — wir lieben und kosen, — und siehe da, es ist das un-

gerathene, außereheliche Kindlein fertig, welches dann zu meiner großen Angst und Noth in die Welt hinaus, und in derselben herumläuft, so gerne ich es auch nach der Hand verläugnen möchte! Einen einzigen Entschuldigungsgrund habe ich dabey, nämlich daß ich es gut meine, ich liebe um zu lieben, und so schreibe ich auch zuweilen um zu schreiben, — ich liebe und schreibe, weil ich zuweilen lieben und schreiben muß, und es nicht unterlassen kann! —

Was Sie mir über Custine sagen hat mich sehr interessirt. Ich kenne den Mann persönlich genau, weil ich einstens auf demselben Schiff meine Seereise in die Levante in seiner Gesellschaft machte. So sehr ich seine Talente und Kenntnisse schätze, so eine geringe Meinung hege ich von seiner tieferen Beobachtungsgabe. Um ein Land wie Rußland zu beurtheilen gehört sich mehr als einige oberflächliche Notizen und vor allem eine, nur einigermaßen befriedigende Kenntniß der slavischen Sprache und Litteratur. Um einen Mann wie den Kaiser Nicolaus, zu richten, muß man als Staatsmann, als Soldat, als Administrator, sich Erfahrungen gesammelt haben, welche der sonst sehr geistreiche und liebenswürdige Herr Verfasser in seinem Pariser Salon und Litterarischen Leben sich zu erwerben wohl wenig Gelegenheit hatte. Meine eigene Erfahrung hat mir gelehrt wie behuthsam und vorsichtig man in Beurtheilung fremder und unbekannter Nationalitäten zu Werke gehen müsse, wolle man nicht auf Abwege kommen, und am Ende ein irriges, unpraktisches, oberflächliches oder seichtes Urtheil mit, wenn auch glänzenden, flimmernden, aber dennoch gehaltlosen Phrasen, an den Tag legen. In Griechenland, Spanien, so neuerlich auf dem Preßburger Landtag, habe ich mich nur zu oft überzeugt, wie auf diese Art ganz gehalt- und grundlose, falsche und jeder praktischen Anwendung unzugängliche Ansichten als Axiome aufgestellt und lange als solche anerkannt werden, bis nicht der materielle Ausgang deren Absurdität handgreiflich erweist. Was übrigens bei Custine das Punctum Saliens seines Charakters ist, dürfte eine ganz andere, hier nicht zu berührende Triebfeder seyn! —

Meine kleine Pflanzung in meinem Kloster, meine landwirtschaftlichen Beschäftigungen, die Jagd, und zuweilen die Sitzun-

gen in Preßburg füllen einstweilen meine Existenz als letzten Mönch so ziemlich aus. Es ist herrlich grün, schattig und frisch in unseren Wäldern. Mit Anfang August gedenke ich in das Gebürg zu ziehen und den Gemsen nachzusteigen, hoffe Sie vielleicht dann an den Ufern des Gmundner Sees zu treffen, und mündlich den Dank für Ihre gütigen Worte zu wiederholen.

Withauer geht in einigen Tagen von hier ab. Mein Conterfey habe ich befohlener Maaßen Ihnen bereits zugesendet und lege mich sowohl in effigie als in Wirklichkeit Ihnen zu Füßen.

Fritz Schwarzenberg.

Bitte der Mutter zu sagen, daß Sie so viel Regen vom Himmel erbethen habe, daß mir 200 Centner Heu zu Grunde gegangen, und der Schaden an den March-Ufern unberechenbar ist.“ —

Die Sorge um Heu und Baumkulturen beschäftigten den Herrn von St. Mariathal nicht auf die Länge. 1841 hatte er das Lager von Liegnitz besucht und sehr eingehende Studien daran geknüpft, ein anderes Jahr war er bei den Manövern in Verona, während ihn im Winter 1846 ganz plötzlich der galizische Bauernaufstand von den Wiener Faschingsfreuden zum blutigen Waffentanz an die Seite seines alten, väterlichen Freundes Erzherzog Ferdinand nach Lemberg unwiderstehlich rief. In seinem sehr interessanten „Tagebuch“ hat der „Lanzknecht“ alle Greuel der Verwüstungen und Gewalttätigkeiten dieses Insurgentenkrieges, sowie das rasche, siegreiche Eingreifen Benedeks lebendig geschildert und aus den Schrecken der Gegenwart das Unheil der Zukunft richtig prophezeit. War er bei diesen sich kurz und tragisch abspielenden Ereignissen nur als Berater und Beobachter anwesend, so führte ihn im nächsten Jahre der Schweizer Sonderbundeskrieg mitten hinein in die Reihen der Kämpfenden und verwickelte ihn in unsägliche Mühsal und Gefahren. Schon lange vor Ausbruch des Krieges hatte er an den Zusammenkünften des Bundesrates teilgenommen, denn, wie er sich selber ausdrückte, war er tief davon durchdrungen: „... Daß am Vierwaldstättersee und am St. Gotthardt auch die Sache Oesterreichs mitbekämpft und vertheidigt würde, und daß die Diplomaten der conservativen Mächte diesen Vorposten so ohne Vertheidigung ließen, war nicht nur ein politischer sondern ein strategi-

scher Fehler . . .“ Im Herbst 1847 erhielt er ein Einladungsschreiben der Schweizer katholischen Stände zu ihrem Kriegsrate und Erzherzog Johann schlug ihn dem Fürsten Metternich zum Oberkommandanten der Sonderbundtruppen vor. Aber die Bedingungen, die Fritz Schwarzenberg bei den betreffenden Verhandlungen mit dem Staatskanzler an die Annahme des Kommandos knüpfte: die Lieferung einer bestimmten Anzahl von Waffen und Geschützen, sowie zwei Millionen Gulden, stießen auf Widerstand. So hat er allein und als Freiwilliger „sich entschlossen“, wie Fürstin Melanie Metternich in ihr Tagebuch schrieb, „seinen Degen dem Sonderbund zur Verfügung zu stellen, und ist über Mailand nach der Schweiz abgereist. Möge Gott ihn geleiten und den Kreuzzug segnen . . . Gott weiß wohin das führen wird!“ — — Zu Sieg und Segen führte es jedenfalls nicht! Fritz Schwarzenberg machte die Expedition gegen Airolo an der Seite Emanuel Müllers mit und focht als Adjutant des Generals Salis Soglio bei Gislikon; aber die kleinen Kantone wurden trotz tapferen Widerstandes von den großen Kantonen überwältigt und der „Lanzknecht“ mußte unter den schwersten Anstrengungen nach Italien fliehen, wo er von Domo d’Ossola aus am 26. November mit unverwüstem Humore schrieb: „Gott sei getrommelt, gepfiffen und gejubelt, — ich bin mit unendlichen Beschwerden und Gefahren kämpfend, in der Nacht gestern über den Simplon gelangt, und unsern erbitterten Verfolgern, — mich wie ein Marmelthier durch den Schnee grabend, — glücklich entronnen! — Unter diesen Verhältnissen ist aber eine Promenade von St. Gotthardt über die Furca und den Simplon, stets den Feind mit Strang und Kugel hinter sich, die Eisfelsen und Schneewände vor sich, — wahrhaftig keine Lustparthie zu nennen . . . Morgen gedenke ich nach Mailand zu gehen, um eine Beschreibung von dem Unheil zu machen, welches papierene Unterstützungen ohne metallene Hülfe in Silber, Gußeisen und Blei anrichten . . .“ In Mailand erlebte Fritz Schwarzenberg gleich zu Beginn des Jahres 1848, im Anschluß an den „Tabakkrawall“ wiederum Aufruhr und Blutvergießen; die bedrohlichen Erscheinungen wirkten um so tiefer auf ihn, als er schon 1846 in Galizien ein noch weiteres, unheilvolles Umsichgreifen der Bewe-

gung kommen sah, wie er zehn Jahre später seinem „lieben Freund und Waffenbruder“ Benedek geschrieben hat: „... Das Gefecht bei Gdow und der Marsch auf Krakau haben die große Revolution auf ein Jahr hinausgeschoben. Daß man dieses Jahr nicht besser benutzte — das gehört auf ein anderes Kapitel...“ So warnte er in Mailand: „In Afrika und Spanien habe ich bereits derlei gesehen, aber ich predige tauben Ohren. Man kennt die Revolution nicht...“ Ende des Winters, als er in Wien eintraf, harrten seiner Leid und Kummer auf der heimatischen Schwelle, seine hochbetagte Mutter war hoffnungslos erkrankt und das Wiedersehen galt dem letzten Abschiede. Betty Paoli, die in warmer Ergebenheit die Fürstin betreute, schrieb wenige Tage vor ihrem Tode, am 29. März, mitten unter den Wirren der Revolution, an Baronin Irma Prokesch: „... Das einzige Gute in diesem Meer von Trübsal ist, daß die Fürstin ihren Zustand nicht kennt. Eine unsägliche Bekümmerniß ist mir auch, die beiden Fürsten Carl in Italien zu wissen; die Nachrichten, die wir von dorthier erhalten, sind schrecklich. Gestern brachte ein Curier die Anzeige, Mailand sei nach einem ungeheuren Blutbade genommen worden... Hätten wir nur erst direkte Nachrichten von Fürst Carl! Die gestrige Zeitung meldet, er sei von Brescia nach Mailand aufgebrochen; das konnt ich der Fürstin glücklicherweise unterschlagen. Von dem jungen Fürsten wissen wir gar nichts; vor dem Ausbruche des Unheils stand er in Lodi, also ganz nahe bei Mailand. Fürst Fritz ist hier und in dem aufgeregtesten Zustand, den Sie sich denken können; Fürst Edmunds Schmerz ist gehaltener, gefaßter, aber er ist im Kern seines Lebens getroffen. Im Ganzen würden Sie Wien kaum wiedererkennen, aus dem „Capua der Geister“, wie es Grillparzer nannte, ist eine città dolente geworden...“ Am 2. April 1848 hatte die Feldmarschallin die Augen geschlossen und wurde in Worlik, an der Seite ihres Gemahls beigesetzt. Nach Erfüllung dieser letzten, schmerzlichen Pflicht litt es den Fürsten nicht länger in Wien und er eilte nach Tirol, stellte sich dem dortigen Landesverteidigungsausschuß zur Verfügung; von Erzherzog Johann und General Roßbach freudig begrüßt, beteiligte er sich als einfacher Landschütze an den Kämpfen. In sein „Tagebuch“

schrieb er damals in Wien: „Mein liebes Mütterlein ist gestorben, — somit auch dieses liebe Band gelöst, und ich kann frei die Anker lichten, die mich an diesen fluchbeladenen Boden knüpfen! — Auch die Sündfluth ist bereits in vollen Strömen hereingebrochen.“ Die Stellungnahme Fritz Schwarzenbergs zum Wiener Sturmjahr 1848, der er oft temperamentvoll Ausdruck gegeben, spiegelt sich besonders deutlich in folgendem Brief an Hebbel wieder: „Dank für das zurückgesendete Manuscript, lieber Doctor und Freund und die gegebene freundschaftliche Warnung und Rüge — muß sie theilweise anerkennen, werde sie jedenfalls befolgen und die Stelle streichen, obzwar, ich gestehe es offen, sie mir dennoch aus der Seele geschrieben bleibt, aber jedenfalls zu jenen Dingen gehört, die man wohl fühlen, aber nicht aussprechen darf! Sie müssen nicht vergessen, lieber Doktor, daß ich einem Lande angehöre, in dem noch manche Stoffe aus der alten Hussitenzeit übrig geblieben sind. Ich bleibe dabei, läge es in meiner Macht, läge die Aula in Schutt, und der leere Platz hieße der „Schandplatz“ auf ewige Zeiten! Ich habe Mailand brennen sehen, manchen Jammerscenen in Ungarn beigewohnt und gewiß mit blutendem Herzen, — Wien aber, das Schandnest mit seinen ebenso niederträchtigen als stupiden Bewohnern, gehört in eine ganz andere Kategorie. — — — Eine Bevölkerung von einer halben Million, welche sich von einigen hergelaufenen, fremden Schwätzern zum Treubruch und Undank sogar gegen sein eigenes Interesse verleiten läßt, verdient keine Schonung noch Mitleid.“ — Es ist, als hörte man statt des selbständig und eigenrichtig denkenden und fühlenden „Lanzknechtes“ Metternichs Erklärung, daß die Märzereignisse das Werk irregeleiteter Studenten, unklarer Köpfe, redesüchtiger Bürger seien, fremde Tonangeber und Polen hätten alles geleitet! Daß Fürst Schwarzenberg als Konservativer und Legitimist der Revolution nicht das Wort reden konnte, ist ebenso selbstverständlich wie, daß er ihre Ausschreitungen auf das schärfste verdammen mußte; daß er dabei aber lediglich den Soldaten und Autoritär herauskehrte und in der ganzen Bewegung nichts erblickte als die schwer verletzte Disziplin, während er die schwer verletzten Menschenrechte, um die es sich handelte, vollkommen übersah, ist um so

unbegreiflicher, als er, nach dem schon erwähnten sehr richtigen Worte Laubes, die Dinge stets bis an die Wurzel verfolgte, und das nimmt gewöhnlich auch dem leidenschaftlichsten Urteile die Einseitigkeit. Und man konnte diese in so hohem Grade nicht bei ihm vermuten, nachdem er Bauernfeld vor dem Jahre 1848, wie dieser sich ausdrückte, „oft vorgepredigt“ hatte: „Nichts durch das Volk, Alles für das Volk ist eigentlich die Devise der Besseren aus den Adelskreisen!“ Da aber die Fülle der Gegensätze in seiner reichen Natur unerschöpflich war, so ist der Fürst trotz seiner durchaus konservativen Richtung mit Laube und Kühne befreundet gewesen, wie mit Hebbel, dessen überlegener Geist die Wirrsale aller Parteiungen klar durchleuchtete und der, so sehr er gegen die Übergriffe und Verbrechen der Revolution Front gemacht, sich ebenso deutlich gegen die Ultrakonservativen auflehnte. Auch Lenau war und blieb immer der Dichter nach des „Lanzknechts“ Herzen, obwohl er den Tag der Freiheit so heiß wie Anastasius Grün herbeigesehnt hatte, daß ihm selbst in seine Krankenzelle Bauernfeld die Botschaft zugerufen: „Lenau, wir sind frei!“

Nachdem Radetzky's Siege die Verteidigung Tirols nicht mehr nötig machten, begab sich Fritz Schwarzenberg nach Mailand und 1849 nach Ungarn, wo er im Sommer als Ordonnanzoffizier Haynaus die Schlachten bei Raab und Komorn und das Gefecht bei Puzta Herkály mitmachte. Der Herbst traf ihn wieder in Tirol beim Bregenzer Hauptquartier, späterhin begleitete er seinen Bruder Carl, der Gouverneur in Mailand geworden war. Anfangs der Fünfzigerjahre — er hatte inzwischen den Charakter eines Generalmajors erhalten, kehrte er in seine Waldeinsamkeit nach Mariathal zurück. Die Wintermonate verbrachte der Fürst meistens in Wien; freilich nicht mehr da, wo er dereinst mit seiner Mutter gewohnt hatte, im Jakoberhof, an dessen alte Mauern die Kugeln der Kroaten geschlagen, im Oktober des unseligen Jahres 1848, das ihm so viel genommen. Die traurigen Veränderungen verleideten ihm den Aufenthalt, dem auch lebensfrohere Altersgenossen nicht viel Gutes nachsagten; Bauernfeld schrieb 1858: „In Wien geht nichts vor . . . Das alte Wien hat sich ausgelebt und das neue ist leider noch nicht fertig.“ Des

Fürsten sich mehr und mehr umdüsternde Stimmung übertrug sich sogar auf seine Umgebung. Über der Türe seines Wohnzimmers standen Virgils klassische Worte: „Fuit Ilium, Troes Fui-mus“. Vielleicht half ihm der stete Hinweis auf die Vergänglichkeit aller Größe, das eigene Leid leichter zu ertragen; denn das Unglück wollte es, daß er viel Liebes verlieren mußte. Sein ihm so teurer Bruder Carl starb, als Gouverneur von Siebenbürgen 1858, das Jahr darauf sein verehrter Gönner Erzherzog Johann, 1860 sein intimster Freund, der siebenbürgische Hofkanzler Baron Samuel Josika, ein feingebildeter, ritterlicher Magnat, dessen Bedeutung Metternich mit den Worten an Fiquelmont zusammenfaßte: „Les esprits les plus droits, que l'Empereur puisse consulter sur les affaires hongroises, ce sont le Comte George Apponyi et le Baron de Josika, hommes que je déclare être à toute épreuve. Je n'ai dans ma longue pratique point appris à en connaître un troisième.“

Nicht zum mindesten bedrückte es des Fürsten Gemüt, daß der politische Horizont sich immer bedrohlicher verdunkelte: „Im Jahre 1866“, so schrieb Graf Thürheim, „war der letzte Mönch von Mariathal bereits ein kranker, gebrochener Mann, der mit seinem oft erprobten Ritterschwerte in der Faust, nicht mehr dienen konnte; doch reichte ‚der alte Guerillo‘ in fortwährender geistiger Tätigkeit, noch einen meisterhaften Plan über Organisation und Verwendung des Landsturmes dem Kriegsministerium ein.“ Das Kriegsunglück seines geliebten Vaterlandes blieb nicht der letzte Schmerz, von dem sein Alter getroffen wurde. Im Oktober 1867 fand in Wien die feierliche Enthüllung des Denkmals seines Vaters statt und wie Ministerialrat Bernhard v. Meyer in seinen Memoiren⁸ erzählte: „... wurde bei allen Ehren, die man an diesem Tage der ganzen fürstlichen Familie Schwarzenberg erwies, der älteste Sohn des gefeierten Siegers, der siebzigjährige gebrochene Greis, der Kämpfer für Wahrheit und Recht, der in weiten Kreisen bekannte, geistreiche Schriftsteller Fürst Friedrich Schwarzenberg, vollkommen vergessen.“ Er überlebte den Tag, den er schwer verwand, um zweieinhalb Jahre und starb vor Ausbruch des deutsch-französischen

⁸ Wien und Pest 1875.

Krieges in Wien am 6. März 1870. Selbst in seiner Todesstunde beschäftigte ihn die politische Konstellation Österreichs und die Grundlinien seiner Anschauungen und seines Wesens traten noch einmal, unter den letzten Worten, die er sprach, zutage: „Als er sein Ende herannahen fühlte“, so erzählte Bernhard v. Meyer weiter, „ließ er alle Beamten und Bediensteten an sein Bett kommen, bat sie um Verzeihung, falls er sie gekränkt oder verletzt haben sollte. In Thränen aufgelöst standen sie umher, als ihr gütiger Herr mit dieser seiner mit schwacher Stimme vorgebrachten Abbitte zu Ende war, blickte er noch Alle einmal freundlich an und rief dann lauter: ‚Nun, meine Freunde geht, und grüßt mir noch den — Giskra!‘ — — Wenige Stunden darauf war er geschieden und wurde nach einer militärischen Leichenfeier in Wien, in der Gruft zu Worlik, wieder mit den Seinen, die ihm im Tode vorangegangen waren, vereinigt.“

An Nachrufen hat die österreichische Presse nach seinem Heimgange nicht allzuviel geleistet, aber viele von den bedeutenden Menschen, die dem Fürsten nahegestanden, haben seinem Andenken ein ernstes, treues Wort gewidmet. Sehr treffend schrieb Ida v. D ü r i n g s f e l d : „. . . Es giebt Menschen, welche man nie bei ihrem Titel und vollem Namen nennt, Fürst Friedr. Schwarzenberg hieß trotz seiner sämtlichen Ehren und Würden, überall kurzweg Fritz Schwarzenberg . . . Ebensowenig wie die Sucht nach hohem militärischem Range empfand er das Gesetzgebungsieber unserer Zeit, dessen Symptom das Bedürfnis ist, gewählt zu werden. Er meinte schließlich, er sei zu alt, um sich in die neue Zeit schicken zu können, und mochte sich selber vorkommen wie ein Anachronismus, wie ein vom Mittelalter übrig gebliebener Paladin . . .“ Dies bezog sich auf seine 1861 erfolgte Berufung in den böhmischen Landtag, die er mit einer Antwort an seine Wähler ablehnte, die sein politisches Glaubensbekenntnis enthielt. —

In seiner Biographie Hebbels mußte sich Emil K u h auch mit der Erscheinung des „Lanzknecht“ auseinandersetzen, aber er hat mit merklichem Widerstreben ihm seine Reverenz erwiesen und fügte der Charakteristik einige Momente ein, die mit dem Bilde, das wir sonst von dem Fürsten besitzen, nicht stimmen

wollen; er schrieb z. B.: „... Er wäre immerhin fähig gewesen, einem armen Juden, der am bemoosten Brunnen des Herrenhauses stand, ein Auge auszuschießen, um die Armbrust zu versuchen, wogegen er das Rößlein des Husaren, wenn es ein Eisen verloren hätte, gegen eine Verletzung des zierlichen Hufes geschützt haben würde...“ Renommistischer Hochmut und leichtfertige Grausamkeit lagen weitab von ihm, den selbst in der Hitze des Kampfes und der Notwehr menschliches Empfinden nie verlassen hat. Als er in Algier auf schmalem Felsenrand mit einem Araber hart zusammenstieß und den Feind in den Abgrund schleudern mußte, um nicht selbst hinabgeschossen zu werden, tat ihm der Schrei des Abgestürzten lange noch im Herzen weh, denn das Bürschlein war noch gar so jung gewesen! — In seiner „Morgenpromenade“⁹ auf der Wiener Bastei schildert er alle Arten von Tapferkeit und Kaltblütigkeit, die der größte Heldenmut der Menschen gezeitigt hatte; wie er über dieses Thema nachdenkend — bei dem er als Kenner wohl gelten durfte — dahinschritt: „... rauschten im faltigen, grauen Gewande zwei Frauengestalten an mir vorüber; — ein weißes Kopftuch umhüllte das Haupt, am Gürtel hing der Rosenkranz mit dem Kreuze des Erlösers; sie kommen von einem Sterbebette, wo sie getröstet, und gehen zu einem Krankenlager, wo sie pflegen, sie trotzen dem stillen, lautlosen Feinde, nicht um zu tödten, um zu helfen. Nicht das kochende Blut, — nicht stürmischer Ehrgeiz, — nicht der augenblickliche Rausch der Begeisterung verhüllt hier die Gefahr, mindert die Anstrengung, — nicht im Feuer erglühend, — nicht umrauscht vom Trompetengeschmetter der Schlacht erscheint hier der eisengepanzerte Todesengel. — Nein! er lauert diesmal blaß, hohläugig, giftathmend hinter dem Siechbett, nicht sieg jubelnd oder im Donner der Geschütze die Todtenklage verkündend, ist der Abschied von der Welt; — nein! nur das Sterbeglöcklein mahnt, leise und unwillkommen vom Kirchturm die heitere, lebenslustige, beschäftigte Menge, daß in diesem Augenblicke ein Bruder oder eine Schwester von hinnen scheidet! — Ja, dachte ich, unter d i e s e n grauen Falten schlägt

⁹ IV. Teil des „Wanderbuches“.

ein noch festeres, edleres Herz, als unter dem Waffenrocke des Kriegers, der Schiffsjacke des Seemanns, und dem Pelzwanse des Bärenjägers . . . Die Palme reicht die Gottheit selbst jener Selbstaufopferung, die für den leidenden Bruder duldet und trägt und zugleich mildert und tröstet . . .“ So denkt und fühlt nur eine edle, durchaus humane Natur, und Laube, der in allem Kuhs Widerpart gewesen, spricht am liebsten von des „Lanzknechts“ unverwüstlich gutem Herzen, in Friedens- und Kriegszeiten und daß er selbst dem Gegner nie ein Atom von Gerechtigkeit versagte. — Vielleicht nur mit Ausnahme der Wiener Achtundvierziger! — — Fritz Schwarzenberg wurde eben wie jede starke Persönlichkeit und ausgeprägte Individualität, die fern von den breiten Bahnen der Dutzendmenschen ihren eigenen Weg geht, sehr verschieden beurteilt; aber die Ritterlichkeit und innere wie äußere Vornehmheit seines Wesens, wie Franz Liszt sie mit den Worten bezeichnete: „l’*prince* Fritz Schwarzenberg est toujours demeuré un *exemplaire à part d’honneur chevaleresque et d’esprit grand seigneurial*“, wurde von allen übereinstimmend betont. Diejenigen, die ihn von Jugend an kannten, fanden sogar für seine Fehler die Erklärung in seinen hohen geistigen und Gemütsqualitäten, Prokesch schrieb in sein Tagebuch: „Mit Fritz Schwarzenberg. Ich liebe diesen geistreichen jungen Mann, der eine schwere Schule der Verirrungen durchging, eben weil er mehr Kopf und Herz als die meisten hat.“ Opportunisten und gewöhnliche Streber konnten ihn ebensowenig verstehen, als der kurzsichtige und schwunglose Philister, dessen höchstes Menschheitsideal im Karrieremachen gipfelt. — Dieser rätselhafte Prinz! — er ist in die Welt hinausgetreten:

„. . . mit einer Hand,
Die alle uns’re Ehren spielend pflückte,
Und einem Blick, der sprach: Ich mag sie nicht!“

Auf die Sonnenseite des Lebens hatte ihn das Schicksal gestellt und er flüchtete vor den sengenden Strahlen in den Schatten. Ob er es bewußt oder unbewußt getan — jedenfalls war es so. Er teilte das Los so mancher phantasievoller und gemütsiefer Söhne

allzu berühmter Väter, die von der Glorie der großen Vergangenheit den Übergang nicht finden konnten zu den Forderungen des nüchternen Alltags und der gewöhnlichen menschlichen Ziele. Als Mann der Tat, als Soldat mit Leib und Seele fand er in seinem leidenschaftlich geliebten Vaterlande keine Aufgaben zu lösen, die seines gewaltigen Kraftaufwandes würdig gewesen wären. Er war daheim mit seinem Tatendurst „zwischen die Zeiten gefallen“; so rührte er Faust und Degen in der Fremde, aber sein Herz blieb in Österreich, und zwar in Alt-Österreich, in fernen heroischen Zeiten, wohin sich seine Sehnsucht immer wieder verirrte. — Und das brachte den merkwürdigen Kontrast in sein Leben, daß er, der im Gegenwartsdasein in nimmermüder Betätigung und Kraftäußerung sich nicht genug tun konnte — zugleich jeden Augenblick in Rückblicken, in historischen und persönlichen Vergleichen zwischen einst und jetzt, in sentimentalischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen sich verlor. Wie ein Ausklingen empfindsamster Wertherstimmung mutet einen sein: „Pompeji der Gedächtnißpfänder“ an — die Schilderung seiner großen Tischlade, in der der ritterliche Haudegen seine liebsten Andenken gesammelt hatte. Seine Schriften sind ganz durchwoben von all den Rückblicken an vergangenes Glück und Leid und seine Dichternatur offenbart sich darin am schönsten. Dazu kam bei ihm ein ganz ungewöhnliches Naturgefühl; Berge und Wald, Luft und Wasser, wildes und zahmes Getier schildert er liebevoll mit Malerauge, Jägerblick und Poetenfeder. Weniger gut als mit den Naturgewalten kommt er auch hier mit den Menschen aus — seine Schilderungen des high life tragen allzu sehr den Modegeschmack seiner Zeit und seine deutschen Bauern sprechen ein wenig zu konventionell — dagegen schauen seine ungarischen Pußta- und Soldatengestalten prächtig urwüchsig drein. Heines Einfluß ist nicht zu verkennen, auch die Abneigung gegen reisende Durchschnitts-Engländer und -Engländerinnen teilte er mit ihm, obwohl sein innerstes Wesen sonst von dem Dichter des Atta Troll weit entfernt gewesen ist. Manchmal bricht bei ihm ein Laut durch, der wie ein Vorbote Scheffels klingt, wenn er seine Flucht in die unberührte, freie Natur hinaus, vor der „Papier-Professoren- und Philisterwelt“, jubelnd

verkündet oder wenn er sich des alten, deutschen Trinkliedes freut. — Auf seine Gebirgsfahrten begleitete ihn stets ein Band Lenau und Kobells mundartliche Verse, auch Laubes kernige Worte — aber nicht Laube der Dramatiker, sondern Laube der Jäger fand noch Platz in seinem Rucksack, denn der „Lanzknecht“ jagte ebenso passioniert wie sein Vater oder seine Brüder. Darum war das freudigste Zusammentreffen der drei Fürsten Fritz, Carl und Edmund in späteren Jahren stets in den Alpen und im freien Revier gewesen; ihre gemeinsame Bergfreude lag ihnen wohl von der Mutter her im Blute, die einem alten oberösterreichischen Geschlechte entstammte. Und nicht nur in der Jagd- und Naturbegeisterung waren die Brüder einig, in allem hielten sie unerschütterlich zusammen. Was der Feldmarschall seinem ältesten Sohne, der noch ein Knabe war, in einem Schreiben ans Herz gelegt: „... sei redlich und treu bis in den Tod, heiter und standhaft im Unglück, bescheiden im Glücke, beschütze Deine guten Brüder, sei nur glücklich in ihrem Glücke...“ das hat er im reichsten Maße sein Lebenlang befolgt. In warmen, einfach bescheidenen Worten hat er sein Gefühl ausgesprochen, da er sein erstes „Wanderbuch“ „dem Kürassier und dem Grenadier“ widmete: „Euch, meine lieben Brüder, mein herzlieber Carl, mein theurer Edmund! — sind diese Blätter geweiht, die ich flüchtig aufgezeichnet habe in den Raststationen meiner bewegten Lebens-Marschroute. Ich habe auf derselben immer zurückgeblickt nach unserer Aufbruchstation, aus der wir zusammen ausmarschirten, mit Liebe und Segen von unsern theuren Aeltern für den schweren Marsch verpflegt... Für Euch sind diese Blätter niedergeschrieben, und Euch werden sie einst, wenn es heißt:

„Er ging durch den Todesschlaf
Zu Gott ein, als Soldat und brav,“ —

als Erinnerung und Andenken bleiben.“ — — —

Fritz Schwarzenbergs Schriften, die nur noch als bibliographische Rarität in wenigen Exemplaren verstreut sind — sie sollten neu auferstehen, nicht in jenen jetzt so sehr beliebten volkstüm-

lichen Massenaufgaben, das wäre nicht nach dem Sinne des „letzten Ritters“ — sondern in vornehmer Anordnung und Ausgabe. Sein Bild sollte seinen Werken voranstehen und das stolze Wappen der Schwarzenberg, in dessen Herzschild Österreichs Wappen aufzunehmen seinem Vater von Kaiser Franz verliehen wurde — hatte doch auch der „Lanzknecht“ stets Österreich im Herzen getragen! — Darunter sein scharfes Schwert und seine scharfe Feder, von einem Lorbeerreis umwunden und von der blauen Blume der Romantik, die seine Seele suchte lebenslang! — —

* * *

Zu den merkwürdigsten Schriftstellern jener Tage — origineller Schilderer von Erlebnissen und Reisen, Erzähler, zeitgeschichtlicher Beobachter, reich an originellen Gedankensplittern — zählt „Der verabschiedete Lanzknecht“, d. i. Fürst Friedrich von Schwarzenberg, der älteste Sohn des Anführers der Österreicher in der Leipziger Schlacht. Fürst Friedrich von Schwarzenberg veröffentlichte eine stattliche Anzahl von Bänden — alle ohne Nennung seines Namens auf dem Titel, da aber speziell sein Hauptwerk unter dem Pseudonym „eines verabschiedeten Lanzknechtes“ erschien, heißt er schlechthin gewöhnlich nur „der Lanzknecht“. Aber seine Bücher sind fast alle nur Manuskriptdrucke, hergestellt die meisten aus ihnen in einem kleinen einheitlichen 8^o (mit vignettegeziertem lithographiertem Innentitel), gebunden dann in illustriertem Karton — und fast alle wurden nur als Geschenke des Verfassers an liebe Freunde abgegeben, so daß sie sich daher im Antiquariat nur selten finden und besonders rar sind im schönen ursprünglichen Originalkartonzustande. Da ist zeitlich zunächst zu nennen der Manuskriptdruck aus 1831 (hergestellt in Wien bei Leopold Grund): „Rückblicke auf Algier und dessen Eroberung durch die königlich französischen Truppen im Jahre 1830“, ein grauer Pappband, der auf dem vorderen und rückwärtigen Deckel (ohne jeden Text — Titel hat der Einband nur auf dem Rücken) zwei — Algier charakterisierende — Zeichnungen zeigt (unsigniert wie auch die Titelvignette); überdies hat aber der Band auch zwei große gefaltete Karten. (Und speziell von diesem Werke ist dann sechs Jahre später unter dem gleichen Titel, aber mit Verfasserbezeichnungszusatz „Von einem Offizier aus dem Gefolge des Marschalls Grafen Bourmont“ in „Wien Bey Schaumburg und Comp., 1837“ in Lex.-8^o [VI [Vorwort der Buchhandlung] + 216 pp.) gleichfalls mit zwei Karten, zahlreichen lithographierten Vignetten im Text und dem Porträt Hussein Pasha's [letzten Deys von Algier] als Titellithographie ein Neudruck als allgemein käufliche Ausgabe erschienen.) — Dann käme zeitlich weiter bibliophil in Betracht der Manuskriptdruck: „Fragmente aus dem Tage-

buch während einer Reise in die Levante... Leipzig 1837. Gedruckt bei W. Haack“, zwei Bände, jeder von ihnen mit besonderem Titelblatte, aber auf keinem der beiden eine Bändebezeichnung, aber auf jedem dieser Titelblätter sowie auf der Textschlußseite jedes der beiden Bände eine besondere, schöne (unsignierte) Titelvignette (charakteristische Frauenbildnisse darstellend); die grauen Kartonbände dann vorne und rückwärts mit (4) dem Inhalt angepaßten, sehr kräftigen Zeichnungen versehen. (Und von diesen zwei Bänden „Fragmente..“ wird 1856 in Wien bei Leopold Grund ein neuerlicher Manuskriptdruck hergestellt, wieder in 2 — als solche auf dem Titel aber nicht bezeichneten — Bänden, — in einem etwas größeren Oktav, aber wieder mit ganz denselben Vignetten zu Anfang und zu Ende und auch wieder in ganz den gleich-bebilderten Kartonbänden — „Gedruckt als Manuskript von 1837“ heißt's dann bei diesem Neudruck im Innern auf den lithographierten Haupttiteln.) — Und den „Fragmenten.. 1837“ folgt jetzt zeitlich die Hauptpublikation (gedruckt bei Franz Edlen von Schmid): „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes, als Manuskript, Wien 1844—1848“, 5 Bände. (Band 1—2: 1844; Band 3—4: 1845; Band 5: 1848 — und dieser letzte Band hat dann den Titel: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes — 5. Teil — als Supplement zum Wanderbuch. — Manuskript 1848“). Die Innen-Haupttitel dieser 5 Bände zeigen fünf hochkünstlerische wechselnde Innentitelvignetten — die erste aus ihnen (den schreibenden Lanzknecht darstellend) signiert mit Peter J. N. Geiger. Die 5 lichtbraunen Originalpappbände (auf deren Rücken die Bändebezeichnung) bieten dann auf Vorder- und Rückendeckel 10 künstlerisch ganz hochvollendete Zeichnungen (zum Inhalt der Bände im Einklang stehend), von denen die zwei des ersten Bandes signiert sind mit „A. Haala 1843“, während die Zeichnung des Vorderdeckels des 4. Bandes die Signatur „J. P. N. Geiger“ lesen läßt. — Dem „Wanderbuch“ folgen dann (gedruckt bei Grund) die sechs Faszikel (Bände) „Antediluvianische Fidibusschnitzel von 1842—1847 als Manuskript für Freunde 1850“ — ausgegeben in sechs weißglänzenden Originalkartons, die innerhalb einer rechteckigen gotischen Goldumrahmung vorne den Titel, rückwärts die Zeile „von 1842—1847“ lesen kann. Die Innentitel dieser sechs Bände, deren jeder die Faszikelzahl (I—VI) angibt, zeigt eine (unsignierte) in allen sechs Bänden sich gleichbleibende Vignette, einen in einer Laube sitzenden Militär darstellend, ihm gegenüber ein Mann in Zivil. (Diese „Antediluvianischen Fidibusschnitzel“ sind Dr. Gustav Kühne gewidmet, man sieht darum in dieser Vignette in dem in der Laube sitzenden Militär den Lanzknecht, im Mann in Zivil Dr. Kühne.) — Neun Jahre nach diesen „Antediluvianischen Fidibusschnitzeln“ folgt dann wieder ein äußerst selten sich findender Band „Jagd ausflüge, als Manuskript 1859“ mit einer quadratischen Innenvignette (Art. Anst. von Reiffenstein & Rösch, Wien) —

Titel und Vignette mit zarter grüner Arabeskenverzierung; der vordere und rückwärtige Deckel des grauen Kartonbandes zeigt dann in grüner Umrahmung ohne jeden Titel (dieser findet sich nur am Einbandrücken) je eine charakterisierende Zeichnung (Jäger — bzw. Sennerin). — Zwei Jahre nach diesen „Jagdausflügen“ erscheint dann — aber abweichend im Format, in einem Gr.-8^o (in grauem bedrucktem Umschlag ohne jede Zeichnung, lediglich mit zarter Randeinfassung — der Innentitel auch nicht lithographiert, sondern einfach gedruckt) der umfangreiche Band (360 pp.) „Reminiszenzen. Fragmente eines Tagebuchs. (Rechtsseitiges Motto: Drei Zeilen aus Heines Buch der Lieder). Als Manuskript gedruckt. Wien, Druck von F. B. Geitler 1861“, und zwar setzt sich der Inhalt zusammen zunächst aus einer Widmung, beginnend, „Dir, lieber Felix“ . . ., dann aus langen persönlichen Lebenserinnerungen, betitelt „Vergangene Tage“ (pag. 1—241) und weiter dann aus 8 kleineren Skizzen, zum Teil novellistischer Art, deren etliche aber auch das okkulte Gebiet unheimlich streifen. Dieser Band „Reminiszenzen“ ist aber nicht zu selten¹⁰ — drei Jahre später erschien sogar von ihm eine der Öffentlichkeit zugänglich gemachte neue (Titel-)Ausgabe „Wien, Druck und Verlag von F. B. Geitler 1864“, der auch auf dem Titelblatt die Worte „Als Manuskript gedruckt“ fehlen, überdies enthält diese neue Ausgabe auch ein Vorwort des Verlegers, das kurz vermerkt, daß es dem Verlag gelungen, den Autor (er wird aber nicht genannt) zu bewegen, seine Aufzeichnungen allgemein zugänglich zu machen. — Ein Jahr nach der Erstausgabe der „Reminiszenzen“ folgen dann weiter, gedruckt in Wien bei Karl Gorišek „Postdiluvianische Fidibusschnitzel. Als Manuskript für Freunde, 1862“ in 2 schlanken Bänden (erstes Faszikel von 1849 bis 1854; zweites Faszikel von 1855—1860) in der äußeren Kartonbandausstattung ganz wie die „Antediluvianischen Fidibusschnitzel“, vorne und rückwärts gotische Goldumrahmung um Innentitel und Druck, nur daß das Papier dieses Pappbändeüberzuges nicht wie dort weiß schimmernd, sondern orange gelb ist. Auf dem Innentitel der beiden Bände zeigt sich dann als sehr große, sich in beiden Bänden gleichbleibende Vignette die Arche Noahs mit Ararat und Regenbogen (signiert Hovolo 1862). —

(Aus Michael Maria Rabenlechners „Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre“. Privatdruck — Jahresgabe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft 1930.)

¹⁰ Hier irrt wohl Rabenlechner, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes „Streifzüge eines Bibliophilen usw.“, dem diese bibliophile Charakterisierung der Werke des „Lanzknechtes“ entnommen ist. Der Manuskriptdruck „Reminiszenzen“ ist unter den Schw. Werken wohl der seltenste Band, der heute auftaucht. (Anmerkung von Hans Feigl.)